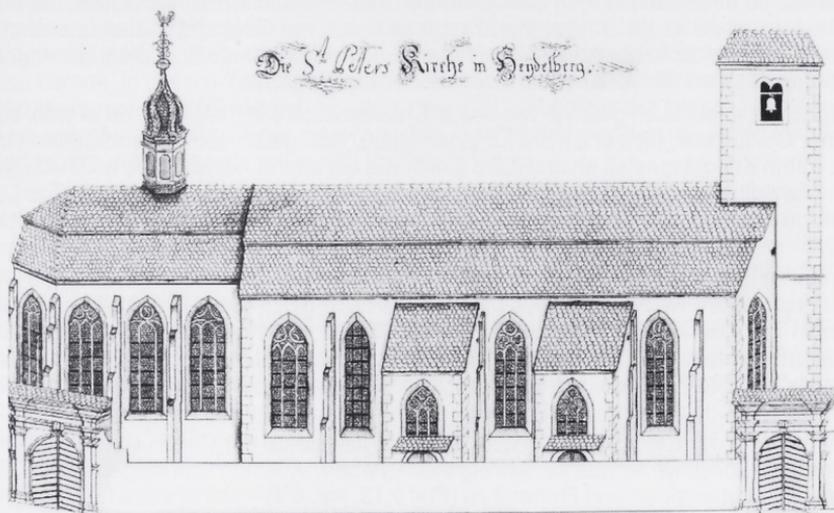


Aus dem Leben der Kommende

Das Abendland auf der Suche nach sich selbst

RR Prof. Dr. theol. habil. Prof. h.c. **Peter Lampe** hielt am 24. Dezember 2015 in der Heidelberger Peterskirche, der Kirche der Universitätsgemeinde, eine Predigt, die wir auszugsweise dokumentieren.



Peterskirche in Heidelberg

Kupferstich um 1750

[...] Verteidigen wir die Werte unseres Grundgesetzes gegenüber Minderheiten, die an Extrempolen unseres Gemeinwesens agieren! Die einen werfen Brandsätze durch Asylheimfenster und fühlen sich angefeuert von Hetzern auf öffentlichen Plätzen und in Onlineforen. Einige drohen, den Leiter der evangelischen Stadtmission Dresden umzubringen, weil er sich für Geflüchtete einsetzt, so dass Polizisten ihn schützen. Autonome an einem zweiten Pol werfen mit Farbbeuteln und Steinen um sich. Wieder andere an einem dritten Pol verabscheuen alle, die ihre islamistische Spielart von Religion nicht teilen. Alle drei scheren sich so wenig um unser Grundgesetz wie die Terroristen, die in Straßen sich in die Luft sprengen. Der erste Pol erglüht in Islamophobie, der letztere in Ungläubigenhass, beide eint oft Antisemitismus. Aber hüten wir uns, das Bild, das solche Minderheiten geben, zum Bild der Muslime schlechthin zu machen. Hüten wir uns, die Krakeeler von Rechtsaußen zum Bild all derer zu machen, die sich um dieses Land sorgen. Zwischen den Extrempolen stehen Zigmillionen in diesem Lande – Muslime, Juden, Christen, Atheisten – als ein buntes Spektrum. Sie eint, zu unserem Grundgesetz zu stehen, dessen Werte zu praktizieren und von Weimar uns so zu unterscheiden. In Berlin lösen heute Abend muslimische und jüdische Freiwillige christliche Helfer in der Flüchtlingsarbeit ab, damit diese Weihnachten feiern können. Unzählige treten dafür ein, die je anderen zu achten. Ihnen zu erlauben, angstfrei anders zu sein. Sie scheuen sich nicht, die Ochsentour des Sich-Bildens in fremden Kulturen und den felsigen Eselspfad der Fremdenliebe unter die Füße zu nehmen, anstatt in deutschtümelnder Stallwärme sich zu beduseln. Sich-Öffnen gegenüber dem Fremden. Unzählige in unserem Gemeinwesen tun dies. Welch ein Segen! Welch ein Unterschied zu Weimar!

Mit der Haltung des Sich-Öffnens gegenüber dem Anderen stehen wir im Zentrum der Weihnachtsbotschaft. Sie behauptet nichts weniger als dies, dass Gott selbst – anstatt sich selber zu genügen – menschlich sich dieser Menschheit öffnet. Sie behauptet nichts weniger als dies, dass Gott den Menschen in dem Mann aus Nazareth so hautnahe kam, dass in dessen Wirken etwas über das barmherzige Wesen Gottes aufscheint. Eines Gottes, der sich nicht scheute, die Füße schmutzig auf dem Weg hin zu den Menschen und die Hände unrein zu machen beim Berühren ihrer Schwächen. Eines Gottes, der uns so nahe kam, dass er im Jerusalemer Praetorium und auf Golgatha in das unendliche Leiden dieses Menschengeschlechts eintauchte. Ich lese aus dem uralten Hymnus in Philipper 2, aus den 30er/40er Jahren des ersten Jahrhunderts:

„Ein jeglicher sei bei euch gesinnt, wie Jesus Christus auch war: Welcher, ob er wohl von göttlicher Gestalt war, hielt er's nicht für einen Raub, Gott gleich sein. Er entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tod [...] Darum hat ihn Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über allen Namen ist“ (2,5-9).

Immanuel ist dieser Name, übersetzt: Gott-mit-uns. Dies bedeutet Weihnachten, froh und getrost machendes Weihnachten. Als Mensch uns nahe gekommen, läßt Gott uns in dem Immanuel aus Galiläa ein: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch aufrichten“ (Mt 11,28), „mit euch“ sein (28,20). Mit jedem von euch. Mit den Einsamen. Mit den Familien. Mit unseren Nächsten und mit denen weiter entfernt. Gott wagt Liebe. [...]

Was bedeutet es für Christen, dass Gott selbst das Abenteuer der Liebe wagt? Paulus erzählt ein paar Zeilen weiter aus seinem eigenen Erleben. Von dem sich hingebenden Gott wachsen ihm Lebenskraft und Frohmuth zu (Phil 2,13; vgl. 4,4) – selbst so zu handeln, wie Christus tat: sich anderen, selbst Fremden zuzuwenden und dabei eigene Interessen und Rechte zugunsten der anderen oftmals zurückzustellen (2,5-9). „Liebe nahm den Staub von meiner Seele“, dichtete der Moslem Rumi im 13. Jahrhundert. „Nur in der klaren Luft der Selbstlosigkeit vermag das Herz zu fliegen“.

Wenn wir als europäische Gesellschaft angesichts von Migration, Islamdebatte und Terrorrisiko auf der Suche nach uns selbst sind, dann gehört zu unserer Identität diese Kulturleistung, sich liebend über die eigenen Clangrenzen hinaus dem Anderen zuzuwenden – und so nicht nur für uns selbst und die uns Gleichen im eigenen Stall zu leben.

Aber da ist noch ein Zweites, das unveräußerbar zu unserer Identität als „christliches Abendland“ gehört und mit dem Ersten zusammenhängt. Gab es solch ein „christliches Abendland“? Ja, so etwas gab es, aber nicht als Monolithen, vielmehr stets als vielgesichtiges Abendland, das aus stimulierender Vielfalt heraus kreativ wurde, Dissens als bereichernd empfand und in Dialog und Disput Wahrheit suchte.

Ethnisch bunt ließ Europa Albrecht Dürer zu einem urdeutschen Maler werden; Dürers Vater kam aus dem östlichen Ungarn von der rumänischen Grenze. Viel früher, im 2. Jahrhundert, wurde ein Palästinenser zum christlichen Philosophen in Rom (Justin), und im selben Jahrhundert wirkte ein Mann aus Smyrna, dem heutigen Izmir, als Bischof von Lyon (Irenäus), während nicht weit weg, in Avignon, zur selben Zeit ein Bauer aus Syrien zu seinem syrischen Gott für gute Ernte betete (IG XIV 2481). Zu Beginn desselben Jahrhunderts scherzte Juvenal (Sat. 3.60–65), dass in Rom der syrische Fluss Orontes mit orientalischen Klängen direkt in den Tiber münde. Ein Nordafrikaner der Spätantike beeinflusste Luthers Theologie in Wittenberg (Augustin). Und so ließe sich die Liste durch die Jahrhunderte weiterführen. Migration und geistiger Austausch über geographische und ethnische Grenzen hinweg belebte von jeher Europa. Das zeichnet Europa aus.

Das Abendland zeichnet eine Kultur der Polyphonie aus, in der islamisch vermitteltes aristotelisches Methodenwerk und christliche Inhalte scholastisch zusammenfanden. In der jüdische Gelehrte sich an zweideutigen Bibelstellen den Geist schärfen und den gelehrten Streit üben. In der die muslimischen Mauren auf der iberischen Halbinsel Naturwissenschaften, Dichtung und Musik förderten. In der ein bunter biblischer Kanon heiliger Schriften, voller Spannungen und Widersprüche steckend, zwangsläufig zu einem Christentum führte, das in eine Vielfalt von Schulen und Konfessionen sich auffächerte. Oft wurde die widersprüchliche Mehrstimmigkeit der Bibel beklagt. In Wahrheit war sie ein Segen für Europa. Denn die biblische Vielstimmigkeit setzte eine polyphone Kultur aus sich heraus, in der um Wahrheit gestritten werden musste; in der andere Interpretationen und Meinungen gehört werden mussten, da sie sich ebenfalls auf heilige Schrift beriefen. Eine polyphone Kultur, in der gelernt wurde, Sachverhalte von verschiedenen Seiten zu betrachten, was unweigerlich in den Wortstreit führte.

Europa darf stolz sein auf seine vielen Stimmen. Wenn wir als Errungenschaften unserer Kultur den demokratischen Dialog herausstellen, in dem alles infrage gestellt werden darf, in dem gestritten und frei die Meinung geäußert werden darf, dann haben wir dies auch, auch dem heterogenen biblischen Kanon zu verdanken, der in seiner Uneindeutigkeit die Leser immer wieder neu zu eigenem Denken herausforderte. Auch dies gehört zum Erbe des Geburtstagskindes Jesus von Nazareth — neben der Liebe zum mir Fremden.

Als dichterisch begabter Lehrer ersann Jesus Gleichnisse, die er selbst nie deutete. Hatte er eine seiner Gleichnisgeschichten beendet, drehte er sich um und ließ die Hörer stehen, damit sie selbst sich einen Reim auf die Bildergeschichten machten und so eigenständig Sinn kreierte. Naturgemäß geschah dies unterschiedlich, wie spätere Deutungen – auch im Neuen Testament – zeigen. Jesu Erzählmethode führte ins selbständige Nachdenken, ins Gespräch, auch in Dissens.

Polyphonie ist mit den biblischen Schriften kanonisiert worden. Das heißt, die frühe Kirche hat – in einem genialen Coup – widersprüchliche Vielstimmigkeit als Norm anerkannt, als Wert, nicht als Übel. Und weiß Gott, sie hat sich im Streit über dieser Bibel geübt, ebenso wie die rabbinischen Bibelausleger. Pflegen wir die Streitkultur! Mit jesuanischer Nächstenliebe, die über die Clangrenze hinausreicht. Mit Respekt vor dem Andersdenkenden. Ohne Scheiterhaufen. Aber mit Courage, wenn menschenfeindlichem Denken entgegenzutreten ist.

Wieweit in das kritische Gespräch Europas sich islamische Gelehrte einbringen werden, historisch-kritisch auch über das eigene heilige Schrifttum nachdenkend, wird mit darüber entscheiden, wie gut die Integration des Islam gelingen wird. Es gibt solche muslimischen kritischen Denkerinnen und Lehrer. Lassen wir an deutschen Hochschulen eine wissenschaftlich verantwortete islamische Theologie sich entfalten – und von dort aus staatlichen Religionsunterricht für Muslime. Fördern wir den interreligiösen Dialog als Universitätsgemeinde.

All das braucht Mut. Weihnachten macht diesen Frohmut. „Siehe, ich bin mit euch bis an der Welt Ende“, verheißt der Immanuel (Mt 28,20). Dieses weihnachtliche Gott-mit-uns geschieht da, wo wie in Herne Asylbewerber mit Rosensträußen auf die Polizeiwache ziehen, um sich zu bedanken. Es geschieht da, wo wie in der Nähe von Bamberg zwei Ausflügler hungrig in einem, wie sie meinen, alten Gasthof einkehren, mit Käsebroten und Eiern freundlich bewirtet werden und erst, als sie zahlen wollen, merken, dass sie in einem Flüchtlingsheim gelandet sind. Weihnachten geschieht da, wo wir selbst in solchen Geschichten vorkommen. [...]